

Franken im Munde älterer Dichter und Schriftsteller

Von Peter Schneider

„Franken ist schön, ja Franken ist schön,
Wellige Hügel und Glockengerön,
Freundliche Stätten und Burgen und Wein!
Willst du mein herziger Wanderbruder sein?“

So dichtete einst freudigbewegt der Thüringer Wandersmann August Trinius, und er, der bis 1919 unser Zeitgenosse war, hat in den jüngsten Jahrzehnten noch gar viele Genossen im Lobpreis des Frankenlandes gefunden.

Aber dieses ehrwürdige, dieses schöne Land ist doch gewiß seit je vom Munde der Dichter, der Schriftsteller gefeiert worden? Man möchte es gerne wahr haben; und doch ist dies, im Vergleich zu anderen Ländern, nur in beschränktem Maße der Fall gewesen, und in dieser Hinsicht wird das Ergebnis unserer Betrachtungen, hochgespannten Erwartungen gegenüber, bescheiden sein. Dagegen werden einige seltsame, nur hin und wieder gehörte Namen aus dem Ozean der Geschichte vor uns auftauchen und werden wir gewissen grundsätzlichen Fragen über die Art und Weise, wie die Menschen früherer Zeit zu Landschaft und Volkstum sich gestellt haben, und wie wir selbst uns dazu stellen wollen, näher treten.

Ich beginne mit dem nicht neuen Gedanken, daß es einer der größten Fehler geschichtlicher Betrachtung ist, die Denkart und die Entwicklungsstufe heutiger Zeit auch bei früheren Jahrhunderten vorauszusetzen. Wenn ich z. B. in einem Lehrbuch der bayerischen Geschichte den Satz lese, daß die alten Baiwaren bei ihrer Landnahme im 5. und 6. Jahrhundert neben Waffentüchtigkeit, Selbstgenügsamkeit, Sinn für Unabhängigkeit auch große Liebe zur Natur besessen hätten — so frage ich: womit will man diese letztere Behauptung beweisen? Mit der Vorliebe der Bayern für Ackerbau und Viehzucht? Aber darin besteht doch eine gewisse, allgemeine Stufe der menschlichen Kultur, die mit Gefühlen nicht das mindeste zu tun hat. Oder mit der schönen Lage der alten Siedlungen? Es ist allerdings herkömmlich, den Schönheitsinn der Alten zu preisen, wenn man von der schönen Lage eines etwa mittelalterlichen Klosters spricht. Aber in Wirklichkeit erfolgte die Wahl des Ortes für menschliche Siedlungen auf Grund sehr nüchterner Erwägungen. Eine feste Burg des späteren Mittelalters bedarf gesicherter Höhenlage, die zugleich eine Übersicht über die Umgegend ermöglicht. Die Stadt entwickelt sich naturgemäß an belebten Verkehrswegen oder an Knotenpunkten des Verkehrs zu Wasser und zu Lande. Die Klöster liegen in der ersten Zeit alle auf Bergen, weil St. Benedikt auf dem Monte Cassino das Mutterkloster seines Ordens gebaut hatte, und die Klöster des Zisterzienserordens liegen alle in Tälern aus einem entsprechenden Grunde. Die Kapellen entstehen in der Regel an der Stätte früherer heidnischer Götterverehrung und die Dörfer endlich, deren schöne Lage auch öfters gerühmt wird, liegen da, wo sich der Ackerbau lohnt, und zwar innerhalb

ihrer Bemerkung meistens auf der Stelle, wo der Boden am schlechtesten ist, sodaß mit der Anlage des Ortes nichts Wertvolles verloren geht. Auch wollen wir nicht verschweigen, daß manche Landschaft erst wirklich schön geworden ist durch die stattlichen, künstlerisch bedeutsamen Gebäude, die der Mensch in sie hinein stellte, und wollen recht offenherzig gestehen, daß wir manchen Berg vielleicht gar nicht beachten würden, wenn ihn eben nicht gerade ein altes Kloster krönte. So haben wir denn auch für die *frühmittelalterliche* Zeit Deutschlands *kein Zeugnis*, das uns das Verständnis für landschaftliche Schönheit im heutigen Sinn bekundete, und wenn ja zuweilen von einer „pulcherrima regio“, einer „schönen Gegend“, die Rede ist, so stehen neben einer solchen Stelle sehr viele andere, die von „fertilissimae regiones“, von „fruchtbaren Gegenden“ reden.

Dagegen wird schon in jener Zeit oft genug die Schönheit von *Städten* gepriesen, aber nicht nach dem Gesichtspunkte der landschaftlichen Lage, sondern wegen ihrer stattlichen Kirchen und Gebäude und wegen ihrer Bedeutung für Kunst und Wissenschaft. Vergessen wir nicht, daß das frühe Mittelalter die große *Gründerzeit* Deutschlands ist, in der große und kleine Herren, in der Welt und Kirche mit Ehrgeiz wetteiferten in der Anlage neuer Gutshöfe, Dörfer, Städte, in der Stiftung von Kirchen und Klöstern, all dies ganz im Einklang mit der überquellenden deutschen Volkskraft, vor deren Ackerlandhunger die finsternen Wälder Germaniens sanken und zusammenschrumpften. Fürstlichen Sinn, königliche Stifterfreigebigkeit priesen damals dankbare Mönche, die auch allein des Schrifttums mächtig waren, mit feurigen, oft überschwänglichen Worten. Keine Gründung in Franken hat jemals solches Aufsehen erregt wie die des Bistums *Bamberg* durch Heinrich II. im Jahre 1007, und der Glanz der Stadt mit ihrem herrlichen Dom überstrahlte auch alsbald alles Übrige in Franken, — die alte Mutterstadt fränkischer Kultur, Würzburg, mit inbegriffen. So verdanken wir denn dieser Stiftung auch die ersten begeisterten Schilderungen einer fränkischen Stadt, und zwar eben Bambergs. Der Abt *Gerhard* von *Seon* in *Oberbayern*, der auf Befehl des Kaisers Heinrich eine Handschrift angefertigt hatte, besingt noch vor 1014 in einem schwulstigen Einleitungsgedicht in lateinischen *Hexametern* den Stifter des Bistums und die Stadt Bamberg selber. Ich überseze:

„Heinrich, du frommer König, der Untertanen Geliebter,
Römischen Reiches Juwel, du Blüte des Menschengeschlechtes,
Strahlend in Gottes Gnade, du Herrscher erhabener Höhen,
Dessen Wink unser Leben und Sein erst sicher gestaltet,
Nimm das Büchlein, auf deinen Befehl zu Ende geschrieben,
Angefüllt mit Gesetzen und Regeln für Väter und Brüder,
Das ich, nicht träge, mir selber zu langsam, *Gerhardus* mit Namen,
Ohne Verdienst zu *Seon* Abt und Pfleger der Herde,
Dir nun widme (ach, allzugerings für die Größe des Werkes!)
Gleich als göß' ich Tropfen des Taus in die Fluten des Meeres,
Wenn ich beschenke den ragenden Gipfel des *Bamberger* Sikes,
Dessen Gründer und Gönner und Mehrer du immer genannt wirst.“

In den folgenden Versen stellt er Bamberg mit Jerusalem und Rom auf eine Stufe, um so zu schließen:

„Hier strahlt Silber in Fülle, vereint mit Bergen von Golde;
Seidengewänder erglänzen und mancherlei köstliche Steine.

Hier ist das Haupt der Welt, und die Heimat jeglichen Ruhmes . . .

Aber was red' ich daher, schlaftrunkenen Auges und stammelnd,
Da weder Maro, der Feine, noch auch der beredte Homerus
Hätte zu schildern vermocht der Stadt vielfältige Ehren,

Wäre im Altertum auch eine solche vorhanden gewesen."

Und ähnlich wie Gerhard von Seon preisend mit viel schönen Worten, wenn auch nicht ganz so überschwänglich, dafür in der Schilderung genauer, singt Gottfried von Viterbo, König Konrads III. gewandter Diplomat, der vieler Menschen Städte gesehen und Sinn erkannt hatte, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts in seinem *Pantheon* von der Siebenhügelstadt an der Nedniz (Nabian-tia), ihrem Dom, ihren Kirchen und Klöstern.

Wenn wir übrigens den Namen Gottfried von Viterbo nennen, berühren wir eine für unsere Betrachtung wichtige Sache, die uns hier noch mehrmals beschäftigen muß. Die Kenntnis fremder Länder und Völker und natürlich auch des eigenen Landes und Volkes erwirbt man sich auf Reisen. Solche unternahm man im Mittelalter stets aus ganz bestimmter Absicht, zu einem ganz bestimmten Zweck. Der Lustreisende heutigen Schlags war damals undenkbar. Gottfried von Viterbo führten diplomatische Sendungen in alle Länder Europas; andere reisten aus religiösen Beweggründen, im Verfolg künstlerischer oder anderer Absichten, und die meisten Reisenden wohl waren unterwegs als Kaufleute. Einen merkwürdigen Handelsmann führte zur Zeit Gottfrieds v. B., im Jahre 1173, das Schicksal nach Deutschland und nach Franken, den Juden Benjamin von Tudela in Spanien. Dieser Mann hatte im Jahre 1160 eine große Reise begonnen, die ihn bis nach Syrien, Palästina und Persien führte. Er ist der erste Europäer, der Asien als Kaufmann bereist hat. Die Rückreise führte ihn von Italien her über die Alpen nach Deutschland. Benjamin von Tudela schrieb einen kurzgefaßten Reisebericht in hebräischer Sprache, mit Bemerkungen über die Länder und die Leute, die er gesehen, über ihre Sitten und Zustände. Er war offenbar ein guter Beobachter, und von mancher Stadt sagte er auch, daß sie „schön gelegen sei“. Leider faßt er sich bei Deutschland besonders kurz; er sagt nur, daß es „ein Land voll von Hügeln und Bergen“ sei, und zählt die Städte auf, in denen es bedeutende Judengemeinden gebe; von Franken ist nur Bamberg genannt; darin wohnen wie in den anderen, die er nennt, „viele reiche und gelehrte Juden.“ Im übrigen ist der Wortlaut gerade bei den Namen der deutschen Städte durch unwissende Abschreiber zum Teil bis zur Unkenntlichkeit verderbt.

Also auch bei Benjamin von Tudela: Städte, Städte und immer wieder Städte. Von der fränkischen Landschaft jener Zeit schweigt der Mund der Dichter und der Schriftsteller. Aus den zeitgenössischen Minnesängern ist nichts Greifbares zu schöpfen. Die „Fahrenden“ aller Stufen streben von der Landstraße immer den Kulturmittelpunkten, den Städten, den Fürstentümern, den feineren Ritterburgen zu. Dort singen sie dann auch von der Schönheit der Natur, jawohl; aber die Landschaft wird in ihrer Frühlingseligkeit, ihrer Sommerpracht, in ihrer Herbstesfülle, ihrer Winteröde stets allgemein mitteleuropäisch gefaßt; es gibt keinen „Frühling am Rhein“, keinen „Herbst in Franken“. Im übrigen löst sich die landschaftliche Schilderung in kleinste Ausschnitte, in Verwertung der Einzelheiten auf: Die schöne Linde, unter deren Schatten der Sänger im grünen Gras mit der Geliebten koste, ist ihm Landschaft und Gegenstand der Schilderung genug. Jedenfalls ist die „internationale“ Art der Dichtkunst jener Zeit dem Individuellen, dem Persönlichen in Land und Leuten abgekehrt.

Dies wurde nicht anders, als mit dem 13. Jahrhundert das bürgerliche Städtewesen in den Vordergrund der deutschen Kultur trat. Das „Land“, im Gegensatz zur Stadt, wird von dem Städter, den die Stadtluft frei machte, gering geschätzt; „Tölpel“, d. h. Dorfbewohner, wird in jenen Jahrhunderten ein Schimpfwort. Daß aber dabei der Städter des späteren Mittelalters so ganz und gar nicht die moderne, oft romantische Sehnsucht nach dem „Land“ und nach dem kannte, was wir die „freie Gottesnatur“ nennen, beruhte auf zwei Gründen. Einmal war der Unterschied zwischen Stadt und Land nicht so groß wie heutzutage. Bauer und Bürger unterschieden sich bekanntlich nicht in der Kleidertracht; es gab keine sogenannte städtische Tracht, höchstens waren in der Stadt die verwendeten Stoffe kostbarer; und die größten Städte waren, wenn man von den festen Mauern und den hohen Häusern abjah, nur große Dörfer. Auf den Gassen gab es Misthaufen, gackernde Hühner, streunende Schweine und oft auf die belebtesten Verkehrsadern heraus Scheementore. Denn, was so manche Verfasser geschichtlicher Romane nicht wissen oder nicht wahr haben wollen: stets beschäftigte sich ein großer Teil der Stadtbewohner mit dem Ackerbau, und auf den Gassen rollten nicht nur die üblichen Weinfässer und standen die Pfeffersäcke, sondern über die schmutzigen Wege ächzten in der Erntezeit die hochbeladenen Heu- und Getreidewagen. Und ein zweites: die Stadt und die Landschaft waren nicht durch einen häßlichen Gürtel voneinander getrennt wie heutzutage. Unmittelbar bis an die Stadtmauern erstreckte sich die unverfälschte Landschaft mit ihren wogenden Getreidefeldern, ihren Weidetriften, ihrem Wald; der Städter brauchte nicht in die Sommerfrische zu gehen; ein Spaziergang vor dem Tore tat dieselbe Wirkung. So betrachtete der Stadtbürger seine Landschaft, ohne Sehnsucht nach ihr, lediglich mit denselben nüchternen Augen wie der Bauer im eigentlichen Sinn seine Getreideflur; daher ist von künstlerischem Sehen der Landschaft noch keine Rede. Man betrachte daraufhin die unwirklichen, oft unmöglichen Landschaften auf Gemälden des 14. und 3. T. auch des 15. Jahrhunderts, auf Gemälden, die im Gegensatz dazu Straßen, Plätze und Gebäude von Städten mit Fleiß und bedeutungsvoller, naturwahrer Genauigkeit wiedergeben.

Die große Wandlung in dieser Hinsicht erfolgte unter der Einwirkung der Renaissance und des Humanismus. Jene öffnet die Herzen für ein oft leidenschaftliches Naturgefühl, die Augen für das unbefangene Sehen der Umwelt und des Menschen. Der Renaissancemensch erlebt in der freien Gottesnatur bisher unerhörte Stimmungen. Ein Nürnberger Dichter der Gegenwart hat dies richtig erfaßt. In dem Vorspiel zu seiner Trilogie „Der Prophet“ läßt Alfred Graf bei einem aufziehenden Gewitter die Humanisten Eobanus Hessus, Erotus Rubianus und Ulrich von Hutten auf einen Bühl gehen, um dort im Scheine der zuckenden Blitze ein Lied auf den Donnergott zu singen. Der Renaissancekünstler sieht aber auch mit unbefangenen Auge auf Mensch und Gotteswelt; er ist gegenüber den „Expressionisten“ des Mittelalters der ausgesprochene Vertreter des großen und edlen Realismus. So erfreuen uns jetzt auf den Gemälden Landschaften von entzückender Naturwahrheit, und so hat denn auch unser Albrecht Dürer als Erster deutlich erkennbare fränkische Landschaften aus der Gegend von Nürnberg, Erlangen und Forchheim gezeichnet. Und so kommt es denn auch in den Werken der Dichter und Schriftsteller zu lebensvollen, naturwahren Schilderungen der Landschaft. Freilich — noch lange nicht zu Schilderungen der Landschaft um ihrer selbst willen. Denn auch in

der bildenden Kunst, in der Malerei bleibt zunächst die Landschaft noch durchaus der Hintergrund für Menschliches und Heiliges. Wer je das Tagebuch Albrecht Dürers von seiner Reise nach den Niederlanden zur Hand genommen hat, der hat mit Enttäuschung und Befremden ersehen, daß der Meister über all die herrlichen Landschaftsbilder des Mains und Rheins, an denen er von Bamberg bis Antwerpen zu Schiff vorüberzog, nicht ein einziges Wort verliert, während er eine Marienprozession in Antwerpen mit Wärme schildert. Man möchte versucht sein zu sagen, daß die meisten Menschen jener Zeit überhaupt noch nicht die sprachliche Fähigkeit besaßen, eine Landschaft so zu schildern, wie wir es heute gewohnt sind.

Auch der Einfluß des Humanismus ist nicht gering zu veranschlagen. Neben den Dichtern und den Geschichtsschreibern des griechisch-römischen Altertums lernte man ja auch Vertreter der hochentwickelten Erd- und Völkerkunde des Altertums kennen, vor allem das einzigartige Werk des Tacitus, die *Germania*. Es erwachte die Lust und mit ihr kam die Fähigkeit auch die Länder und Völker der Gegenwart mit den Augen des Geographen und des Ethnographen zu betrachten und mit dem Griffel des geschulten Schriftstellers darzustellen. In derselben Zeit geschahen bedeutsame Ereignisse: die erfolgsgekrönten Entdeckungsfahrten der Spanier und Portugiesen. Neue, bisher unbekannte Völker, Länder voll ungeahnter Wunderdinge, plötzlich in den Gesichtskreis der europäischen Menschheit gerückt, reizten zum Vergleich mit dem Längstbekannten und ließen das Heimische nunmehr mit prüfenden Augen betrachten.

Dieser Wiedergeburt uralter wissenschaftlicher Bestrebungen im Verein mit dem Naturempfinden und Wirklichkeitsinn der Renaissance verdankt auch unser Frankenland und -volk die ersten zusammenfassenden Schilderungen. Der erste Renaissancemensch, der eine lebendige Darstellung deutscher Verhältnisse gegeben hat, zugleich für seine Zeit ein Mann von europäischer Bedeutung, war Enea Silvio de Piccolomini, der sich als Papst Pius II. nannte.

Auf einen nicht langen Brief des erzbischöflichen Kanzlers Martin Meyr in Mainz vom Jahre 1457 antwortet Enea Silvio im nächsten Jahre, und sein Brief wird ein ganzes Buch, in dem der Schreiber seine wirklich nicht geringen, größtenteils aus eigener Anschauung geschöpften Kenntnisse von Deutschland nicht ohne Stolz ausbreitet. Meyr hatte u. a. behauptet, daß Deutschland augenblicklich verarmt sei; Enea Silvio führt den Gegenbeweis: Deutschland ist ein blühendes Land mit reichen Städten, belebt von einem stolzen Volk, dessen Waffenfreudigkeit ihm aufrichtige Bewunderung abnötigt. Die deutschen Hufen, sagt er, lernen eher reiten als sprechen; kein Schwabe oder Franke geht unbewaffnet auf Reisen; gibt's irgendwo einen Tumult — gleich wimmelt's auf allen Seiten von bewehrten Männern. Franken durchreist der Verfasser, wie einst offenbar in Wirklichkeit, nun nochmals im Geist mit Behagen. Die Bewohner sind ihm ein edles Volk, eine „nobilis gens“, und der Würzburger Bischof (Rudolf von Scherenberg) kann im Kriegsfall mehr als 20 000 Streiter ins Feld werfen. Enea S. weiß auch, daß dieser Bischof, der den Ehrentitel „Herzog der Franken“ führt (. . . Frankonie nobilis gentis, et provintie Francorum alitricis dux appellatur), nach alter Sitte zu Beginn jeder priesterlichen Handlung sein nacktes Schwert zu Füßen des Altares niederlegt, eine Ceremonie, deren reckenhafte Größe offenbar auch dieser Italiener gefühlt hat. Mit größter Hochachtung spricht E. S. von den „fast unzähligen“ Städten Frankens: von Frankfurts reichem Leben und glanzvollen Bauten, von

den schönen Kirchen und der starken Feste Würzburgs, von dem herrlichen, uralten Dom zu Bamberg, von Jorchheims schneeweißem Brod, von Anspach und Rotenburg; und nun gar *N ü r n b e r g*, die Stadt der Noriker, die „heute zu Franken gerechnet wird“, durch die *Negniz* (*Negnisia*) von dem eigentlichen Franken geschieden! „Welches Aussehen zeigt doch diese Stadt“, ruft er begeistert aus, „welchen Glanz, welche Anmut, welche Feinheit, welche Lebensart, welche Regierungsform. Was könnte ihr noch zu einem in jeder Hinsicht vollkommenen Staatswesen fehlen? Welchen Anblick bietet die Stadt, wenn man vom unteren Franken her kommt und sie aus der Ferne erschaut! Welche Größe, welche Schmuckheit, wenn man sie von außen besichtigt! Und welchen Glanz zeigen drinnen die Plätze, welche Sauberkeit die Häuser! Was gibt es Prachtvolleres als St. Sebalds Kirche? Und was Glänzenderes als des Herrn Laurentius Heiligtum? Was Stolzeres und Festeres als die königliche Burg? Was gibt es Trefflicheres als Graben und Mauerfranz der Stadt? Wie viele Bürgerhäuser kann man dort finden, deren sich Könige nicht zu schämen brauchen! Die Könige von Schottland wohnen nicht so prächtig wie die mittleren Bürger von Nürnberg.“ Dieser Lobgesang auf Nürnberg wiegt schwerer als alle die vielen aus folgenden Jahrhunderten, nicht nur weil er aus dem Munde eines bedeutenden Mannes kommt, sondern weil er der Augenfreudigkeit eines echten Renaissancemenschen entstammt, der später als Papst nicht allein seine früheren religiösen Anschauungen, sondern auch die allzu diesseitsfreudige Lebensauffassung seiner jüngeren Jahre zu widerrufen hatte.

Ihm gefällt sich als Schilderer fränkischen Städtetums der Bamberger Domherr *Albrecht von Eyb*, als Sohn eines fränkischen Adelsgeschlechtes auf Schloß Sommersdorf geboren. Der vielgeliebten Stadt *B a m b e r g* gilt eine schwungvolle, im Geist der alten Panegyriker gehaltene Rede. Es sind nicht so sehr eigentümliche Züge der Stadt und ihrer Landschaft, die in dieser Rede deutlich heraustreten, als vielmehr die unverhüllte Freude des Verfassers, an diesem schönen Ort leben zu dürfen, und die renaissancehafte Lust am lebendigen Menschentum beim Gottesdienst, bei der Arbeit, im Rat, vor Gericht und beim Lustwandeln auf den waldigen Bergen längs des Flusses, der, wie er sagt, noch grüner durch seine baumbewachsenen Ufer mit krystallklarer Flut in wundervoller Sanftheit dahinströmt. Aber auch die Befriedigung über das, was Bamberg dem Gaumen zu bieten vermag, verhüllt der Verfasser kaum: über den Wein, das Gemüse, das Wildbret, die jagdbaren Vögel, die Fische. Dieser Albrecht von Eyb könnte das mittelalterliche Sprichwort erfunden haben: „Wär' Nürnberg mein, wollt ich's in Bamberg verzehren.“ Daneben ergreift er die Gelegenheit auf eine Eigenart „der berühmten und reichen fränkischen Heimat“ hinzuweisen. Ganz Franken ist nach ihm voll von *B u r g e n*, auf denen Edle sitzen. Nahen sich Fremde in größerer Zahl einer solchen Ritterburg, dann tönt das Signalhorn, und allsogleich füllen sich Mauern und Bollwerke mit Menschen, die ein fürchterliches Geschrei erheben, um den Fremdlingen etwaige feindselige Gelüste zu nehmen. Und der ritterbürtige Albert von Eyb erzählt solcherlei nicht ohne Wohlgefallen.

Noch anmutiger als selbst Eyb weiß *Johannes Busbach*, geb. 1478 zu Miltenberg, gest. 1526 als Prior des Klosters Maria-Laach, über Franken zu erzählen. Er hatte das Frankenland, seine Heimat — mit Stolz nennt er sich einmal einen echten Franken — zum erstenmal durchwandert, als er einem älteren fahrenden Schüler als „Schüke“ auf gut Glück in die Fremde folgte. Der Weg führte ihn von Miltenberg über Kilsheim, Tauberbischofsheim nach Windsheim,

dessen „gewaltige Stadtmauern, himmelhohe Häuser, Kirchen und Türme“ der jugendliche Scholar bestaunte. Von hier reisten die beiden weiter über Langenzenn gegen Nürnberg, dessen spitzsteiniges Pflaster zunächst den müden Füßen nicht wohl tat, dessen Pracht nachher unseren Johannes ganz bezauberte. In seiner Schilderung der Stadt, die ähnlich begeistert gehalten ist wie die des Enna Silvio, hebt Bugbach ganz besonders die Würde und Fülle des kirchlichen Lebens hervor, neben der Bedeutung für den Handel. Scharf tritt die ständische Gliederung Nürnbergs heraus: „Da die Bürger sehr betriebsam sind und ihre Stadt kaiserlich ist, so haben sie einen Rat und einen obrigkeitlichen Stand, der nicht aus dem Volk hervorgegangen ist; die Altbürger regieren das Gemeinwesen, während das Volk seinen Geschäften nachgeht und um öffentliche Angelegenheiten sich nicht im mindesten kümmert.“ Von Nürnberg ging's weiter nach Forchheim, dessen Weißbrot auch Bugbach rühmt und dessen Pilatussage er erwähnt, und nach Bamberg, „einer glänzenden Stadt, so am Flusse Regnitz gelegen und nicht mit Mauern befestigt ist.“ Bamberg dünkte dem fahrenden Schüler eine gar liebliche Stadt; aber da der Rektor des Gymnasiums wegen der großen Schülerzahl die Aufnahme verweigerte, zogen die beiden wieder fürbass, über Forchheim nach Nürnberg zurück und dann ins Bayerische hinein. Diese Erlebnisse und die vielen seiner weiteren Wanderfahrt hat Bugbach für seinen jüngeren Stiefbruder Philipp Trund erzählt. Es ist ein köstliches Büchlein daraus geworden, voll Frische, ursprünglicher Erzählergabe, Ernst der Lebensauffassung und Humor, das den wackeren Landsmann zu einem der bedeutendsten fränkischen Humanisten von der Wende des 15. und 16. Jahrhunderts stempelt.

Ein bedeutender Humanist war aber auch unser fränkischer Landsmann Johannes Böhm, geboren zwischen 1480 und 1490 zu Aub bei Würzburg, gestorben als Deutschherrenprieester zu Rothenburg o. T. 1533. Johann Böhm von Aub verdient als Ahnherr der deutschen Volkskunde bezeichnet zu werden. Sein Werk „*Omnium gentium mores, leges et ritus*“ (Augsburg 1520) ist eine für die damalige Zeit umfassende Völkerkunde, auf deren Schultern alle ähnlichen Werke der Folgezeit ruhen, die, wie Sebastian Frands „Weltchronik“ (1534) und Sebastian Münzers „Kosmographie“ (1544) mit Unrecht das Werk Böhms in den Schatten stellten. Innerhalb seines Buches, das in 3 Abschnitte: Afrika, Asien, Europa gegliedert ist, handelt ein umfangreicher Teil von Deutschland und darin wieder ein ausführliches Kapitel von Franken, Land und Leuten. Mit Wärme spricht Böhm von seiner Heimat, deren natürliche Beschaffenheit er treffend darstellt: umschlossen von rauhen Waldgebirgen, aber im Innern ein fruchtbares Land, durchströmt von Main, Saale, Tauber und auch vom Neckar, besät mit unzähligen getürmten Städten, Burgen, Dörfern, reich an Menschen und an zahmem Getier aller Art. Die Fruchtbarkeit hebt Böhm besonders hervor. Nur die Gegend von Nürnberg sei sandig („*ea pars, quae hodie Norica appellatur*“.) Sonst aber gibt's Gerste und Weizen und jede Getreideart, gibt's Hülsenfrüchte und Heu. Nirgends in Deutschland gibt's mehr und größere Zwiebeln, nirgends dickere Rüben und gewaltigere Krautköpfe. Erstaunlich ist die Kultur der Süßholzwurzel in Bamberg. Die Flüsse wimmeln von Fischen, die Wälder von Wild, aber freilich, das dürfen bloß die Fürsten und die Ritter jagen. Fünf Fürsten herrschen in Franken: Der Burggraf von „Nornberg“, der Pfalzgraf bei Rhein, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg und Mainz. (Unschwer ist daraus zu erkennen, daß Böhm auch einen Teil des sogenannten Rheinfranken, zwischen Neckar, Speßart, Rhein

und Main, zu Franken rechnet). Das Fränkische Volk ist ausdauernd in der Arbeit. Der Winzer schafft unermüdlich, Mann und Weib, in seinen Weinbergen, aber ob seiner Armut verkauft er seinen herrlichen Wein, der bis zu den fernsten Völkern ausgeführt wird, und trinkt selber Wasser (?). Das Bier verschmäht der Franke in Würzburg; es wird nur in der Fastenzeit verzapft und außerhalb der Stadt in Schifferkneipen. Das fränkische Volk ist stolz und anmaßlich und hält sich in vielen Dingen für besser als andere Stämme; Fremde werden in Franken gern geneckt; lassen sie sich das gefallen, so sind sie wohlgelitten, und darum wohnen in Franken viele Schwaben, Bayern, Hessen und sind mit Fränkinnen verheiratet. Der Franke ist gottesfürchtig; trotzdem herrschen zwei Laster im Land, das Fluchen und das Rauben; jenes hält der Franke für schön, dieses für ehrenhaft und durch alte Gewohnheit erlaubt. Ohne Zweifel hat Johann Böhm bestimmte Grundzüge des fränkischen Volkes richtig erkannt, Arbeitsamkeit, Frömmigkeit ohne Muckertum, Weitherzigkeit gegen Fremde; dazu dann Eigenschaften und Gewohnheiten, die dem einstigen Herrenvolk Deutschlands anstanden: der Stolz, die Überzeugung von der Überlegenheit über andere, das Recht zu spotten, zu fluchen und zu schwören und — der ritterliche Raub.

Forts. folgt.

Von der Würzburger Festungskirche als Beisetzungsstätte der bischöflichen Eingeweide

Von Professor B. Hanftmann, Erfurt

Es ist lehrhaft, wie uns in der Baugeschichtsforschung manchmal Dinge zu Hilfe kommen, die man banal heißen möchte, wenn sie nicht doch zum Kulturellen gehörten. Was ich hier mitteile, zeigt, wie ehemals die Legende, die Stützung auf die Fürsorgeeigenschaft der Heiligen, das Leben bis in seine tiefsten, uns von heute nicht mehr erörterbaren Tiefen durchdrungen hat.

Die Leser wissen sicher, daß sich in die sterblichen Reste der würzburgischen Herzogsbischöfe drei Stätten geteilt haben: Der Hohe Dom nahm den Hauptkörper, Kloster Ebrach das Herz und die Festungskirche die Eingeweide. Die bekannteste Eingeweidestätte ist außer der hiesigen noch die in Magdeburg. Dort lag sie innerhalb des Gebietes des erzbischöflichen Palatiums, sie ist heute nur noch in Teilen erhalten und birgt Geschäftsräume der Regierung. Vor mehr als zwanzig Jahren haben wir in ihr einen runden Stein aufgedeckt, der ein Bischofsbildnis nebst Inschrift trug und den Nachweis gab, daß die Eingeweidebestattung in großen runden Steinbehältern erfolgt war mit entsprechender Plattenabdeckung.

Da die Würzburger Eingeweidekirche sechs Rundnischen zeigt, kann kaum bezweifelt werden, daß sie für eine gleiche Beisetzungsart bestimmt waren. Die Rechnung des entwerfenden Mannes ging allerdings stark daneben, denn allein von rund 1200 — 1300 hatte Würzburg über ein Duzend Herrscher. Die sechs Nischen sind, abgesehen von sonstiger Symbolik, bedeutungsvoll für Maria, der die Rotunde zugeeignet ist. Die Zahl war ihr vom Orient her heilig, und wie der ganze Entwurf noch nach pythagoräischen Grundsätzen erfolgte, und der ganze Bau antike Vorbilder nachahmt, geht auch die Zahl, so absurd es lautet, auf die Venus, vergleiche den Weg zu Maria über die Frigga, zurück, der sie geheiligt war. Das ändert aller-